GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Vom Leben im Trotzdem : Gedanken zu den Paralympischen Spielen 2012

Windisch, Monika

2014

https://doi.org/10.25595/2196

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Windisch, Monika: *Vom Leben im Trotzdem : Gedanken zu den Paralympischen Spielen 2012*, in: FKW : Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur (2014) Nr: 56, 83–93. DOI: https://doi.org/10.25595/2196.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

// Monika Windisch

VOM LEBEN IM TROTZDEM – GEDANKEN ZU DEN PARALYMPISCHEN SPIELEN 2012

Vor dem Hintergrund einer bio-politischen Praxis, die Leistungseinschränkungen mit niedriger Gesinnung und Unmoral assoziierte und sie als (biologische) Bedrohung zu eliminieren versuchte, wurde zeitgleich zu den Olympischen Sommerspielen in London am 28. Juli 1948 der erste offizielle sportliche Wettstreit zwischen Menschen mit Behinderungen eröffnet. Mit dem Ziel, wie Sir Ludwig Guttmann formulierte, „gelähmte Männer und Frauen aus allen Teilen der Welt in einer internationalen Sportbewegung zu vereinen und durch den Geist wahrer Sportlichkeit Tausenden von gelähmten Menschen Hoffnung und Inspiration zu geben“ (vgl. Dillmann 2012) traten vierzehn Rollstuhlfahrer und zwei Frauen, ehemalige Soldatinnen und Soldaten der britischen Armee, in den Disziplinen Darts, Bogenschießen, Snookerbillard und Tischtennis gegeneinander an. Ein Wettkampf, der heute als Vorläufer der paralympischen Spiele gilt und von Guttmann (1899–1980), einem der bedeutendsten, international anerkannten Neurologen der Nachkriegszeit, initiiert wurde. Als Jude gezwungen, Deutschland im Jahr 1939 zu verlassen, spezialisierte er sich, in Großbritannien angekommen, auf die Behandlung rückenmarksverletzter Kriegsveteran_innen und entwickelte ein Konzept, in dem er die Bedeutung des Sports als unverzichtbaren Teil der Rehabilitation und als Mittel gesellschaftlicher (Re-)Integration hervorhob. Sport sei nicht nur ein effizientes Mittel, um Personen mit Behinderung zu Leistung zu motivieren und ein entscheidender Bestandteil eines würdevollen und aktiven Lebens, darüber hinausreichend erhoffte sich Guttmann von der Wertschätzung der sportlichen Leistungen beeinträchtigter Personen auch eine Veränderung der gesellschaftlichen Haltungen ihnen gegenüber. Bezugnehmend auf staatliche und wirtschaftliche Interessen, betonte er vor allem die funktionellen Aspekte seines Konzepts, das letztlich darauf abzielte durch rehabilitative Maßnahmen die Arbeitskraft ‚seiner Patient_innen‘ wieder herzustellen bzw. sie möglichst effektiv zu nutzen. Die Wiedereingliederung in das (Arbeits-)Leben und die Unabhängigkeit von sozialen Leistungen galten als oberste Prioritäten und sollten ein weitgehend selbstbestimmtes Leben und eine gesicherte gesellschaftliche Position ermöglichen. Guttmann formulierte im Jahr 1948:
„When the body is shattered and thrown out of gear by a disaster of such magnitude as spinal cord injury, it is inevitable that the

mind, too, falls into chaos. The will to live, despite great physical handicap, has to be restored, and the patient's full co-operation has to be gained in order to win his mind and heart back to activity and useful work. The ultimate aim is to make him as independent as possible and to restore him to his rightful place in social life." (vgl. Howe 2008: 18)

Auch wenn es nach wie vor ein Anliegen des Internationalen Paralympischen Komitees (IPC) ist, auf die Rechte und sozioökonomischen Lebensverhältnisse behinderter Sportler_innen hinzuweisen, stellen sich angesichts des zunehmenden Interesses am Höchstleistungssport behinderter Personen gegenwärtig neue Herausforderungen. Die Optimierung der sportlichen Leistungen, die Weiterentwicklung der technologischen Hilfsmittel, die möglichst hohe Effektivität der Trainingsbedingungen und die Organisation der Paralympischen Spiele gelten als zentrale Aufgaben des Komitees,[1)] das sich insbesondere von der medialen Repräsentation sportlicher Höchstleistungen eine Veränderung gesellschaftlicher Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster bezogen auf Menschen mit Behinderungen verspricht. Dabei ist es vorrangiges Ziel, defizitorientierte Bedeutungen des Begriffs Behinderung in Frage zu stellen und Vorstellungen gesellschaftlich zu verankern, die davon ausgehen, dass Beeinträchtigungen nicht naturgegebenes Schicksal, sondern in hohem Ausmaß veränder- und überwindbar seien.

Als Botschafter_innen des Paralympischen Geistes – der im Sinne des IPC nicht nur als Haltung, sondern als umfassende und auf Gewinn ausgerichtete *Marke* zu verstehen ist (IPC 2010: 21) – kommt insbesondere den Athlet_innen Vorbildwirkung zu, weil sie, mutig und durch ihren entschiedenen Einsatz für sportliche Ziele, in der Lage sind, „to inspire all mankind to believe that anything is possible" (Ebd.). Den Identitätsvorstellungen, die in diesem Zusammenhang als Gegenentwurf zu sozial dominierenden Bildern von Behinderung konstruiert werden und damit verbundenen Abgrenzungsprozessen, versucht dieser Text aus einer intersektionalen Perspektive nachzugehen. Mit dem Ziel, die Aufmerksamkeit auf jene Körperpolitiken zu richten, die im sportlichen Kontext als erfolgsversprechend gelten, schlägt er vor, Behinderung nicht als stabile und homogene Masterkategorie, sondern als multiples Konzept (Raab 2007: 128) und als soziokulturelle Praxis zu begreifen, „die innerhalb komplexer und widersprüchlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse [...]

1) Mit einem Gesamtbudget von 10.294.026 Euro, das sich größtenteils aus Einnahmen durch Sponsoring und Marketing zusammensetzte, wurden die Sommerspiele 2012 in London zu einem Ereignis, dessen medialer Erfolg so groß war wie nie zuvor. 2,78 Millionen Tickets wurden verkauft, die Wettkämpfe in 115 Ländern der Welt ausgestrahlt und von 3,8 Billionen Zuseher_innen verfolgt. Gesponsert wurden die Spiele u.a. von Atos, Samsung, Visa, Acer, adidas, BMW, BP, Coca Cola, Mc Donalds, Otto Bock, Technogym...

repräsentiert wird“ (Ebd: 130). Ausgehend von den Werten und Idealen, die den gezeigten Höchstleistungen zugrunde liegen, richtet sich das Interesse auf die kontextspezifischen Wechselwirkungen zwischen Handlungserwartungen, Macht- und Wissenssystemen, mit deren Effekten Sportler_innen mit – aber auch ohne – Behinderungen konfrontiert sind.

LOOK UP AT THE STARS AND NOT DOWN AT YOUR FEET

Die Paralympischen Spiele repräsentieren zweierlei – außerordentliche Leistungen und außergewöhnliche Biografien. Dabei zielen die Inszenierung der Spiele und die Art und Weise ihrer Darstellung bewusst darauf ab, Athlet_innen und das Publikum durch Höchstleistungen in ihren Bann zu ziehen und emotional zu berühren. Die Ästhetik und Symbolik der Spiele – die Architektur der Stadien, Bewegungsstile und Technologien, Zeremonien und Rituale – sollen ein ebenso gigantisches wie unvergessliches Erlebnis garantieren. Und darüber hinausreichend werden einzelne Wettkämpfe auch deshalb in Erinnerung bleiben, weil sie die Möglichkeit verheißen, das Schicksal bezwingen, Behinderungen und Beeinträchtigungen überwinden und jederzeit Erfolge feiern zu können.

Mit den Worten „Look up at the stars, and not down at your feet“,[2] forderte Stephen Hawkins in seiner Eröffnungsrede der Paralympics 2012 dazu auf, lebensgeschichtliche Herausforderungen anzuerkennen und sich ihnen zu stellen, dabei aber keinesfalls auf die Verwirklichung persönlicher Ziele und Visionen zu verzichten. Selbstbewusst und im Vertrauen auf eigene Kompetenzen ginge es darum, durch die Kraft des Willens und mit Hilfe des wissenschaftlichen und technologischen Fortschritts persönliche Lebensbedingungen zu verändern, individuelle Grenzen zu überschreiten, Behinderungen zu bewältigen und soziale Hindernisse zu umgehen. Oder, wie Hawkins es formulierte: So schwierig das Leben auch sein mag, „there is always something you can do and succeed at“.[3]

Die Vorstellung, Lebensverhältnisse und -wege jederzeit aktiv gestalten und verändern zu können – selbst dann, wenn das Leben mit Verletzlichkeit und Vergänglichkeit konfrontiert ist – ist an sich trügerisch. Wer im Kontext des Behindertensports jedoch Erfolg und Anerkennung erreichen will, ist dazu aufgefordert, jederzeit aktiv mit Herausforderungen umzugehen, konsequent am individuellen – hier: sportlichen – Potenzial zu arbeiten und persönliche Grenzen kontinuierlich zu überwinden. Ein Projekt

2) http://www.prweb.com/releases/2012/8/prweb9854360.htm

3) Ebd.

der Selbstperfektionierung, das letztlich zeigen soll, international wettbewerbsfähig zu sein und als autonomes Subjekt im *richtigen* Verhältnis zur Welt zu stehen. Was in diesem Zusammenhang durch den affirmativen Bezug auf Erfolg als Gegenbild zu dominierenden Vorstellungen von Behinderung etabliert wird, bedingt allerdings gleichzeitig die De-Thematisierung alltäglicher sozialer und gesellschaftlicher Barrieren und persönlicher Einschränkungen, die nicht in Erscheinung treten und auch nicht gezeigt werden sollen. Denn im Grunde wird hier ein Bild von Behinderung repräsentiert, das vorwiegend zeigen soll, wozu die als *Superhumans* oder *Helden* bezeichneten Sportler_innen in der Lage sind und von wem sie sich abgrenzen **(Abb. 1).**

Im Rahmen der Paralympischen Spiele bezieht sich der Begriff Behinderung nicht auf beeinträchtigte Personen im Allgemeinen, sondern auf „certain very active bodies" (Conroy 2013: 525). Nicht nur, dass sich die Athlet_innen durch die Fokussierung ihrer Kräfte, den Einsatz des vollen Willens und durch höchste Disziplin beweisen und vorankommen müssen, weil sie von etwas behindert werden (vgl. Sloterdijk 2011: 69), als Vorbild verkörpern sie die ‚Meisterschaft', *trotz* körperlicher Beeinträchtigungen und sozialer Hindernisse das Leben erfolgreich *führen* zu können. Auf die Paradoxien, die sich daraus auch im sportlichen Bereich ergeben, weist Frank Höfle hin, selbst Athlet und Fahnenträger der deutschen Paralympiker:



// Abbildung 01
Meet the superhumans

„Unsere Gesellschaft ist verkorkst. Selbst wir sind innerhalb der Behinderten noch mal eine elitäre Gruppe. Wo sind bei den Paralympics die geistig Behinderten, wo die Gehörlosen? Man könnte fortfahren: Wo ist die Riesenzahl der Mehrfachbehinderten? Wo ist die Mehrzahl der Körperbehinderten, für die eigentlich diese Spiele gedacht sind mit ihren Gleichgewichts- und Koordinationsstörungen? Stimmt eigentlich das Etikett ‚Paralympics' (von Paralyse = Lähmung) für die Mehrzahl der Teilnehmer, die ja gerade durch hochkomplexe Koordinationsleistungen beeindrucken? […]." (vgl. Wechert 2010)

Letztlich konzentriert darauf, zu siegen und konkurrenzfähig zu bleiben, perfektionieren die Sportler_innen – als elitäre Gruppe und „übende Wesen einer besonderen Kategorie“ (Sloterdijk 2011: 78) – in gewisser Weise „die mentalen und physischen Übungsverfahren“ (Ebd.: 23), die Sloterdijk als Anthropotechniken bezeichnet. Ihr Versuch, den „kosmischen und sozialen Immunstatus angesichts von vagen Lebensrisiken und akuten Todesgewissheiten zu optimieren“ (Ebd.), orientiert sich vor allem daran, sportliche Höchstleistungen zu zeigen, Rekorde zu brechen und individuelle Leistungsprofile im internationalen Vergleich zu steigern. Der Großteil der Menschen mit Behinderung scheint allerdings vor gänzlich anderen Herausforderungen zu stehen. Dass deren meist marginalisierte und prekäre Lebensrealitäten sie alltäglich mit nur schwer zu überwindenden Einschränkungen und Begrenzungen konfrontieren, könnte vor dem Hintergrund eines *anything goes* als Konsequenz mangelnder Arbeit am Selbst und als Effekt geringer Aktivität und Tatkraft interpretiert werden. Eine höchst hierarchisierende Perspektive, die bestätigt, dass ein homogenisierendes Bild von Behinderung tatsächlich nicht ausreicht, um die Vielfalt an Lebensmöglichkeiten beeinträchtigter Personen und die Heterogenität sozialer Kontexte zu beschreiben. Denn es wäre mehr als verkürzt, die alltäglichen Leistungen behinderter Personen unreflektiert an hegemonialen sozialen Normen und Handlungserwartungen messen zu wollen.

Öffentliche Anerkennung allerdings erfahren meist nur Personen, die sich in der Lage sehen, jene soziokulturellen Normen zu erfüllen, die als relativ beständige Indikatoren für ‚Normalität‘ und Erfolg gelten. In diesem Zusammenhang umschreibt „Able-bodied heterosexuality“, wie McRuer (2002) sagt (vgl. Raab 2010: 80), sozial dominierende Richtlinien, die nicht nur die Wahrnehmung des Körpers und den Umgang mit ihm entscheidend beeinflussen, sondern im hohen Ausmaß mit geschlechtsspezifischen Erwartungshaltungen verbunden sind. Diesem Modell folgend, entsprächen Bilder von Männlichkeit und Werte wie Stärke, körperliche Perfektion, Macht und Autorität dem ‚Wesentlichen‘ und einem Ideal, demgegenüber Zuschreibungen an das weibliche Geschlecht bestenfalls als Ergänzung, meist aber als unvollständig und abweichend erscheinen (vgl. Schildmann 2003: 29–31). Die Verletzlichkeit von Menschen mit Behinderungen – die überdies meist als geschlechtsneutral konstruiert werden – allerdings gilt größtenteils als völlig unvereinbar mit und gegensätzlich zu den Leitbildern imaginierter Vollkommenheit.

Anders im Rahmen der Paralympischen Spiele: Denn – nach Brittain (2004) –„designed to highlight and revere extremes of bodily physical perfection“ (vgl. Stevenson 2010: 27), widerspricht Sport – das Bemühen um Spitzenleistungen vorausgesetzt – entschieden dem Stereotyp passiver, verunsicherter und isoliert lebender Männer und Frauen mit Behinderungen und bietet vielfache Möglichkeiten gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung.

DEVELOP SPORT FROM GRASSROOTS TO ELITE LEVEL

Mit dem Ziel, Menschen zu berühren, Unerwartetes möglich zu machen und die Welt zu begeistern, werden in sportlichen Wettkämpfen kulturell dominierende Deutungen des behinderten Körpers radikal in Frage gestellt. Fokussiert auf öffentliche Anerkennung und – nicht zuletzt – auf ökonomischen Gewinn, sieht das IPC seine Verantwortung darin, die Effizienz der Trainingsbemühungen und gezielte Karriereplanung durch stabile, bestens ausgestattete organisatorische Strukturen sicherzustellen. Der Zugang zu notwendigen Ressourcen und die Zusammenarbeit von Behindertensportverbänden sollen – lokal, national und international – zur Optimierung von Prozessen und zu Synergie-Effekten führen, die es ermöglichen, individuelle Kapazitäten zu stärken und den Erfolg des Systems zu steigern.
„It is the goal to empower Paraathletes at all levels to enjoy the opportunity to practice sports and to facilitate the development of competition pathways from grass roots through to the Paralympic Games. This requires the development of a well functioning system of organizational structures, capable human resources and access to the necessary resources. In this system the work and initiatives of International Federations, NPCs and Regions need to be synchronized to complement each other and to form a coherent plan.“ (IPC 2010: 16)

Eingebunden in einen spezifischen Kontext, der ständig mit Diskursen über die (technologische) Optimierung menschlicher Leistungsmöglichkeiten, mit wissenschaftlich fundierten Trainingsprogrammen und konkreten Erfolgserwartungen konfrontiert ist, erscheint Behinderung nicht mehr einfach nur als natürlich gegeben. Im Gegenteil: Vor allem im Leistungssport wird die Botschaft vermittelt, dass der Körper, „so wie er ist, nicht mehr hingenommen, nicht mehr als Schicksal akzeptiert werden muss, sondern verändert werden kann“ (Schroer 2005: 35). Vor

diesem Hintergrund wird die Leistungsfähigkeit von Personen mit körperlicher Behinderung als kontrollier- und steuerbarer – und grundsätzlich als beinahe grenzenlos erweiterbarer – Effekt der produktiven Arbeit am Selbst konstruiert. Die Effizienz der damit verbundenen Bemühungen kann allerdings nur sichergestellt werden, wenn Fähigkeiten, Fertigkeiten, sportwissenschaftliche und rehabilitative Erkenntnisse, technologische Entwicklungen, ökonomische Ressourcen und institutionalisierte Beziehungen möglichst optimal verknüpft werden und sich die Athlet_innen selbst positiv auf die Prioritäten der Behindertensportorganisationen beziehen (vgl. IPC 2010: 30). Das auf diese Art entstehende Netzwerk beeinflusst strukturell die Festlegung von Trainingsbedingungen und die Verteilung notwendiger Ressourcen, bleibt meist unsichtbar und reguliert dennoch in erheblichem Ausmaß den Zugang zu sportlichen Wettbewerben und zu den Paralympischen Spielen.

Die Frage, wie Kräfteverhältnisse im Sinne des *fairen* Wettkampfs rational aufeinander abgestimmt und genutzt werden können, führte auch im Bereich des Behindertensports zur Entwicklung von Klassifikationssystemen, die nach Sherill (1994) gewährleisten sollen, „that winning or losing an event depends on talent, training, skill, fitness, and motivation rather than unevenness among competitors on disability-related variables“ (vgl. Howe 2008: 70). Mit dem Ziel, Chancengleichheit zu gewährleisten und behinderungsspezifische Nachteile in den Wettkämpfen systematisch auszuschließen, werden mit Hilfe unterschiedlicher Testverfahren und anhand der Bewertung sportlicher Leistungen, Unterschiede zwischen den Sportler_innen festgeschrieben, (Leistungs-)Niveaus bestimmt und Kompetenzen bzw. Beeinträchtigungen hierarchisierend angeordnet. Davon auszugehen, wie Wu und Williams 1999 formulierten, „that all individuals in the same category demonstrate a similar performance standard“ (vgl. Howe 2008: 73) hat sich allerdings als einer der entscheidenden Irrtümer des vorliegenden Klassifikationssystems erwiesen.

„In reality, however, there are a number of factors that impact upon the accumulation of capital (both physical and cultural) in various classifications. The first factor is the number of athletes within a particular event. If there are only a handful, then the amount of capital that can be accumulated in most cases is limited […]. Another important factor in terms of whether winners ultimately gain capital from their involvement in sport is the nature and degree of their impairment. A component of the

culture of elite sport for the disabled is a hierarchy of ‚acceptable' impairment [...] which is directly linked to the classification of athletes." (Howe 2008: 73)

Weder die Asymmetrie der gezeigten Leistungen noch die Art und das Ausmaß der Beeinträchtigung verschließen oder ermöglichen den Eintritt in sportliche Arenen zur Gänze. Ausschlaggebend für sportlichen (Miss-)Erfolg sind weit häufiger Unterschiede in den infrastrukturellen Bedingungen und finanziellen Ressourcen der Athlet_innen und in ihren Möglichkeiten, technologische Mittel der Leistungssteigerung tatsächlich zu nutzen.

Strategisch auf die Erhöhung internationaler (Leistungs-) Standards bezogen, zielen (Trainings-)Bemühungen grundsätzlich auf die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten ab, als entscheidend für herausragende Leistungen gelten aber die affektive Bindung der Athlet_innen an die Prinzipien des Leistungssports, an wissenschaftliche und technologische Erkenntnisse und deren Motivation, sich für die institutionell verankerten Handlungsvorgaben der Behindertensportorganisationen einzusetzen. Im Rahmen der damit verbundenen sozialen Prozesse etablieren sich Muster von Subjektivität, die die Regeln, Formen und Inhalte individueller und kollektiver Sichtweisen maßgeblich beeinflussen. „Integriert in einen Überbau aus hierarchisierten Verwaltungsakten, routinisierten Vereinsbeziehungen und professionalisierten Medienrepräsentationen" (Sloterdijk 2011: 150f) werden darüber hinausreichend Wissensformen und Machtprozesse in einer Art und Weise miteinander verschränkt, die – beweglich und sich ständig verändernd – die Fragen beantworten helfen sollen, auf welche Art und Weise Wettkampfbedingungen optimiert und die Leistungsmöglichkeiten des Körpers technologisch perfekt manipuliert und gesteigert werden können.

BECOME INCREASINGLY A PARTNER OF CIVIL SOCIETY

Werte und Normen wie Leistungsfähigkeit, Initiative, Schnelligkeit, Flexibilität und Durchsetzungskraft stehen nicht nur im funktionalen Verhältnis zu Erfordernissen des sportlichen Wettkampfs, sondern auch im direkten Zusammenhang mit den Anforderungen kapitalistischer Gesellschaften. Schon Coubertin – der als Begründer der modernen olympischen Idee und Bewegung gilt – sah in der, im Sport zu erlernenden Ökonomie des Handelns eine Möglichkeit, der Instabilität und Krisenhaftigkeit des späten 19. Jahrhunderts entgegen zu treten. Insbesondere sportliche

Betätigung befähige – in lustvoller Art und Weise – dazu, Energien und Leidenschaften nicht einfach nur zu beugen, sondern sie zu sammeln und auf die individuelle Bewältigung von Aufgaben hin zu kanalisieren. Und mehr als das: Nur durch die Optimierung der Körperkräfte, durch die Stärkung des Charakters, durch Selbstdisziplinierung und die Formierung der Affekte könne gesellschaftlicher Verfall verhindert und soziale Gerechtigkeit neu bestimmt werden. Denn eine soziale Ordnung, die auf *Eigenleistung* beruht, mache es – sowohl im Sport als auch gesamtgesellschaftlich – möglich, die durch Konkurrenz und (Leistungs-)Selektion erzeugte Herrschaft der Besten, der Stärksten und Tüchtigsten anzuerkennen. Was in diesem Zusammenhang zähle, seien nicht soziale Position oder finanzielle Ressourcen, sondern erarbeitete Unterschiede in den Begabungen, Fähigkeiten und (Willens-)Leistungen der je Einzelnen. Durch prinzipielle Chancengleichheit und aufgrund der Mess- und Vergleichbarkeit individueller Leistungen sei Sport besonders gut geeignet, so Coubertin im Jahr 1920, die Bitterkeit, den Zorn und die Hassgefühle der unteren Gesellschaftsschichten zu besänftigen und zur sozialen Verständigung bzw. zum Ausgleich sozialer Konflikte beizutragen (vgl. Alkemeyer 1996, 115f).

Vor diesem Hintergrund, der soziale Ungleichheiten weitgehend als Effekte erarbeiteter Unterschiede legitimiert, sprach sich Coubertin für ein pädagogisches Konzept aus, in dem sich Politik in zweifacher Hinsicht als Erziehung darstellt: Denn einerseits ging es ihm darum, individuelle – biologische und psychologische – Kräfte durch sportliche Betätigung und eine Perfektionierung der Lebensführung zu optimieren und sie im Interesse des Gemeinwohls bestmöglich zu nutzen. Andererseits sollte die gesellschaftliche Ordnung durch die Wertschätzung sichtbar gewordener Leistungsunterschiede bzw. durch die Anerkennung sozialer Positionen ebenso freiwillig wie aktiv reproduziert werden.

Indem die olympische Bewegung – als umfassendste „Organisationsform für menschliches Anstrengungs- und Übungsverhalten [...] außerhalb von Arbeits- und Kriegswelten“ (Sloterdijk 2011: 133) – Erfolg beinahe ausschließlich als Effekt persönlicher Kompetenzen und Willensleistungen begreift und davon ausgeht, er sei vorwiegend von individueller Einsatzbereitschaft abhängig, trägt auch sie in gewisser Hinsicht dazu bei, ein Bild des idealen Leistungssubjekts zu etablieren und aufrecht zu erhalten. Freilich ohne dabei gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse in Frage zu stellen.

Der zu überragenden Leistungen fähige Körper, seine bestmögliche Nutzung und die selbstverantwortliche Sorge um ihn, gelten nicht nur als Ideale des Hochleistungssports, sondern zunehmend auch als gesellschaftlich verankerte Anteile moderner Identitätsvorstellungen. Die damit verbundenen Richtlinien, die nach dem Motto: *immer mehr und immer weiter* das Außerordentliche suchen und die Überschreitung individueller Grenzen fordern, verstärken nicht nur die (trügerische) Hoffnung, Körperlichkeit sei grenzenlos veränderbar, sondern auch die Erwartung, Krankheit und Vergänglichkeit wären grundsätzlich kontrollier- und vermeidbar. Im Rahmen der Paralympischen Spiele gelten die Möglichkeit, Beeinträchtigungen überwinden zu können, und die Bereitschaft, sich fortwährend um Höchstleistungen zu bemühen, darüber hinausreichend als explizite Handlungsaufforderung. Auch wenn die mediale Repräsentation der sportlichen Erfolge das Bewusstsein für das Potenzial, für die Fähigkeiten und Leistungen (körperlich) beeinträchtigter Personen im hohen Ausmaß verstärkt haben, trägt das unbegrenzte Vertrauen auf Fähigkeiten, Disziplin und (Willens-)Leistung möglicherweise aber auch dazu bei, die Marginalisierung all jener zu vergrößern, die den damit verbundenen Erwartungen nicht entsprechen (können).

Zweifellos können das wachsende Interesse am Behindertensport, die (relative) Stabilität der damit zusammenhängenden Organisationsstrukturen und die Erweiterung der Lebensperspektiven bzw. Sinnhorizonte behinderter Sportler_innen als Zeichen des sozialen Wandels interpretiert werden. Dass der Erfolg der Paralympischen Spiele nur vor dem Hintergrund eines bereits relevanten gesellschaftlichen Bewusstseins und im Zusammenhang mit behinderungspolitischen Kämpfen um gesellschaftliche Veränderung und Gleichwertigkeit entstehen konnte, wird dabei allerdings ebenso häufig vergessen wie der Versuch der Organisator_innen aus dem Blick gerät, mit Hilfe des Sports zur Entwicklung einer „more equitable society with respect and equal opportunities for all individuals“ [4] beizutragen. Im Rahmen der Spiele einen Ort der Begegnung zu eröffnen, von dem die Athlet_innen *und* das Publikum profitieren können, ist Teil ihres Erfolges. Wünschenswert wäre es allerdings, wenn die damit intendierten sozialen Veränderungen auch alltäglich im höheren Ausmaß beobachtbar wären – und nicht nur dann, wenn die Welt dabei zuschaut.

4) http://www.paralympic.org

// Literatur

Alkemeyer, Thomas (1996): Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936. Frankfurt/

New York, Campus Verlag.
Bockrath, Franz (2012): „Mortal engines“ – oder der imperfekte Mensch. In: Bockrath, Franz (Hg): Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung? Bielefeld, transcript Verlag, S. 29–60.
Conroy, Colette (2013): Paralympic Cultures: Disability as Paradigm. In: Contemporary Theatre Review Jg. 2013, Vol. 23/4, S. 519–531.
Dederich, Markus / Meuser, Svenja (2012): Anthropotechnik und Behinderung. In: Bockrath, Franz (Hg): Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung? Bielefeld, transcript Verlag, S.127–150.
Dederich, Markus (2007): Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld, transcript Verlag.
Dillmann, Hans-Ulrich (2012): »Poppa« und die Paralympics. Wie ein deutsch-jüdischer Emigrant in England den Behindertensport erfand. http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/13844 (15.12.2013).
Howe, David P. (2008): The cultural politics of the paralympic movement through an anthropological lens. London/New York, Routledge.
International Paralympic Committee (2010): Strategic Plan 2011-2014. http://www.paralympic.org/sites/default/files/document/120118143826469_RZ_IPC_11_Strategic_brochure_long_0.pdf (15.12.2013).
Jones, Robert (2012): Sorry, the Paralympic spirit insults disabled people like me. http://www.theguardian.com/commentisfree/2012/aug/30/paralympic-spirit-insults-disabled-like-me (15.12.2013).
Official Website of the Paralympic Movement (2013): http://www.paralympic.org (15.12.2013).
Raab, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In: Waldschmidt, Anne / Schneider, Werner (Hg.): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem Forschungsfeld. Bielefeld, transcript Verlag, S. 127–148.
Raab, Heike (2010): Shifting the Paradigm: „Behinderung, Heteronormativität und Queerness“. In: Jacob, Jutta / Köbsell, Swantje / Wollrad, Eske (Hg.): Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht. Bielefeld, transcript Verlag, S. 73–94.
Schildmann, Ulrike (2003): Geschlecht und Behinderung. In: Politik und Zeitgeschichte 8/2003, 29–35.
Schroer, Markus (2005) (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
Sloterdijk, Peter (2011): Du musst dein Leben ändern. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
Spiller, Christian (2012): Die Paralympics sind ungerecht – na und? http://www.zeit.de/sport/2012-09/paralympics-pistorius-oliveira-prothesen (15.12.2013).
Stevenson, Dale (2010): Paralympic Masculinities: Media and Self-Representation of Athletes at the 2008 Paralympic Summer Games. Masterthesis an der Universität Manitoba. http://www.collectionscanada.gc.ca/obj/thesescanada/vol2/002/MR69718.PDF (15.12.2013).
Wechert, W. (2010): Die elitäre Gruppe der Paralympics-Helden. http://www.zeit.de/sport/2010-03/paralympics-behinderte-kritik (15.12.2013).

// Abbildungsnachweis

Abb. 01: Meet the superhumans. http://feminspire.com/meet-the-superhumans-the-paralympics-begins/ (15.12.2013)

// Angaben zur Autorin

Monika Windisch, Mag., Dr. phil., lehrt an den Instituten Primar- und Sekundarpädagogik der Pädagogischen Hochschule Tirol. Forschungsschwerpunkte: Diversität, Intersektionalität und Bildung. Publikationen: Behinderung – Geschlecht – Soziale Ungleichheit. Intersektionelle Perspektiven. Bielefeld, transcript (voraussichtlicher Erscheinungstermin Oktober 2014).

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT, DIE DEUTSCHE FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / JENNIFER JOHN / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN
// WWW.FKW-JOURNAL.DE